

(Nachdruck verboten.)

40) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Die tun sich göttlich!“ sagte Lasse mit einem Seufzer zu Pelle; die haben eine ganze Masse Branntwein, den Wons unter seinen Heringen versteckt hat. Der soll ganz extra unmanierlich gut sein.“ Lasse selber hatte ihn nicht gekostet.

Die beiden hielten sich der Krakeelerei fern — sie fühlten sich zu schwach dazu. Die Mägde hatten nicht den Mut gehabt, die Extra-Sonntagsarbeit abzulehnen, aber sie waren nicht bange, spöttische Bemerkungen zu finden, und sie sicherten über alles, damit der Verwalter glauben sollte, daß sie über ihn lachten. Jeden Augenblick fragten sie, wieviel die Uhr sei oder hielten mit der Arbeit inne, um nach den Kammern der Knechte hinüber zu lauschen, wo es immer lustiger herging. Von Zeit zu Zeit wurde ein Knecht von da drinnen auf den Hof geschleudert. Er torfelte mit in die Höhe gezogenen Schultern und grinsend wieder hinein.

Nach und nach kamen die Knechte herausgeschlendert; die Mütze saß ihnen jetzt im Nacken, und ihr Blick wich nicht aus. Sie stellten sich auf dem unteren Hof auf — über dem Geländer hängend — und betrachteten die Mägde. Jeden Augenblick plakten sie in lautes Lachen aus und hielten dann jäh inne, einen ängstlichen Blick auf den Verwalter gerichtet.

Der Verwalter ging vor der Treppe hin und her, er hatte die Peise hingelegt und hielt sich straffer, seit die Knechte herausgekommen waren. Er knallte mit einer Kutsherpeitsche und übte sich in Selbstbeherrschung. „Wenn ich bloß wollt', könnt' ich ihm beide Enden zusammenbiegen!“ hörte er Erik in einer Unterhaltung mit lauter Stimme sagen. Der Verwalter wünschte von ganzem Herzen, daß Erik den Versuch machen sollte, seine Muskeln brannten förmlich unter diesem unbefriedigten Bedürfnis, sich zu betätigen. Aber sein Gehirn schwelgte in Brügeleien, er war im Kampf mit der ganzen Schar und machte alle Einzelheiten des Kampfes durch. Diese Kämpfe hatte er so oft erlebt, namentlich in der letzten Zeit. Er hatte sich in alle schwierigen Situationen hineingedacht, und da war keine Stelle auf ganz Steengaarden, von der er nicht wußte, was sich dort als Waffe eignete.

„Was ist die Uhr?“ fragt eine der Mägde laut, wohl zum zwanzigstenmal.

„Eine runde Figur!“ antwortet Erik schnell.

Die Mädchen lachen. „Ach, Unsinn! Ihr seid verrückt — könnt Ihr uns nicht sagen, was sie ist!“

„Ja, nu will ich Euch sagen, was sie is,“ ruft Mons treuherzig aus und zieht eine große „Butterblüchse“ aus der Tasche.

„Sie is —“, er sieht scharf nach der Uhr und bewegt die Lippen, als rechne er nach. „Das is doch der Teufel!“ ruft er aus und schlägt auf das Geländer, wie aus den Wolken gefallen vor Verwunderung — „sie is ganz genau daselbe wie gestern um diese Zeit.“ Der Scherz ist alt, aber die Frauenzimmer kreischen vor Lachen — Mons hat ihn ja gemacht.

„Nehrt Euch nicht daran, was die Uhr ist,“ sagt der Verwalter, herantretend. „Seht lieber zu, daß Ihr die Arbeit von der Hand kriegt!“

„Nein, die Uhr, die is bloß für Schneider und Schuhmacher — nicht für ehrliche Leute,“ sagt Anders halblaut.

Der Verwalter dreht sich nach ihm um, schnell wie eine Rahe, und Anders hält den Arm krumm vor den Kopf, als wollte er einen Schlag abwehren. Da spuckt der Verwalter nur mit einem höhnischen Lachen aus und nimmt seine Wanderung wieder auf, und Anders steht mit dunkelrotem Kopf da und weiß nicht, wo er mit seinen Augen bleiben soll. Er juckt sich ein paarmal im Nacken, aber das kann die auffallende Armbewegung nicht erklären. Die andern stehen da und lachen über ihn. Es muß etwas ungewöhnlich Dreistes getan werden, um die Ehre zu retten. Da zieht er die Hose in die Höhe und läßt einen knallenden Pfurz ertönen, indem er nach den Knechtstammern hinüberschleudert, um auf der richtigen Seite zu sein. Die Frauenzimmer kreischen laut auf, und die Knechte legen den Kopf auf das Geländer und schütteln sich vor Lachen.

So verging der Tag mit Boshaftigkeiten und Neckereien bis ins Unendliche. Am Abend schlenderten die Knechte hin-

aus, um ihren Spaß auf der Landstraße zu treiben und die Vorübergehenden zu belästigen. Lasse und Pelle waren müde und gingen früh zu Bett.

„Gott sei Dank, daß wir diesen Tag hinter uns haben!“ sagte Lasse, als er unter das Deckbett gekrochen war. „Das war wirklich ein böser Tag. Ein Wunder Gottes, daß kein Blut geflossen is. Da war 'ne Zeit, wo der Verwalter so aussah, als könnt es das schlimmste geben. Aber Erik weiß ja woll, wie weit er es treiben kann.“

Am nächsten Morgen schien das Ganze vergessen zu sein. Sie besorgten die Pferde wie immer, und um 6 Uhr zogen sie mit ihren Sensen zu Felde, um eine dritte Mahd Klee zu mähen. Sie sahen verdrießlich, schlaff und abgesspannt aus. Die blecherne Kanne lag vor der Stalltür und war leer, im Vorübergehen stießen sie mit dem Fuß dagegen.

Pelle half auch heute bei den Heringen, fand es aber nicht mehr amüßant. Er sehnte sich schon wieder danach, mit seinem Vieh im Freien zu sein, hier mußte er für alle laufen und springen. So oft es anging, machte er sich außerhalb des Hofes zu schaffen, denn dann verging doch die Zeit!

Gegen Mittag, als die Knechte eifrig beschäftigt waren, den dünnen Klee zu mähen, schleuderte Erik seine Sense weg, so daß sie singend über die Schwaden dahinhüpfte. Die anderen hielten mit der Arbeit inne.

„Was is das mit Dir, Erik?“ sagte Carl Johan. „Hast Du Grillen im Kopf?“

Erik hielt sein Messer in der Hand und besüßte die Klinge; er hörte und sah nichts. Dann wandte er das Gesicht aufwärts und schnob gegen den Himmel an. Die Augen lagen ihm tief im Kopf und wirkten nicht, die Lippen quollen wulstig vor. Er stieß einige unverständliche Laute aus und bewegte sich nach dem Hofe zu.

Die anderen standen eine Weile da und verfolgten ihn mit stehenden Augen, dann warfen sie, einer nach dem andern, die Sense hin und setzten sich in Bewegung. Nur Carl Johan blieb, wo er war.

Pelle war gerade draußen bei der Hürde, um nachzusehen, ob auch Jungvieh ausgebrochen war. Als er die Knechte auf den Hof zu kommen sah, zerstreut wie eine Herde Vieh, die in Bewegung ist, ahnte er Unrat und lief hinein. „Nu kommen die Knechte angefekt, Vater!“ flüsterte er.

„Das werden sie doch nicht tun?“ erwiderte Lasse und fing an zu zittern.

Der Verwalter war damit beschäftigt, Sachen aus seinem Zimmer in den Ponywagen hinabzutragen, er wollte zur Stadt fahren. Er hatte den ganzen Arm voll, als Erik durch das große offene Tor da unten geschlendert kam, mit verzerrtem Gesicht, ein großes Messer mit breiter Klinge in der Hand.

„Wo zum Teufel is er denn?“ und ging einmal um sich selbst herum, mit gesenktem Kopf. Er glich einem wütenden Stier. Dann ging er durch das Geländer, gerade auf den Verwalter zu.

Der Verwalter zuckte zusammen, als er ihn kommen sah — und da draußen durch das Tor kamen die anderen gezogen. Er maß den Abstand bis zur Treppe, befaß sich aber und ging Erik entgegen. Er hielt sich hinter einem Arbeitswagen und gab Acht auf jede Bewegung, die Erik machte, während er sich nach einer Waffe umsah. Erik folgte ihm rund um den Wagen herum. Er knirschte mit den Zähnen, der Blick sah stehend schräge von unten herauf.

Der Verwalter ging rund um den Wagen herum und machte halbe Bewegungen; er konnte zu keinem Entschluß gelangen. Aber dann kamen die anderen von unten herauf und versperrten ihm den Weg. Er wurde freideweis im Gesicht vor Schreden, riß einen Schwengel von der Wagendeichsel und schob mit einem Stoß den Wagen auf die Schar zu, so daß sie aus dem Wege taumelten. Es entstand ein offener Raum zwischen ihm und Erik, und Erik sprang wie eine Feder vor, über die Deichsel hinweg, mit dem Messer in der Luft herumstehend. Mitten im Sprung, traf ihn der Schwengel an den Kopf, das Messer fuhr dem Verwalter in die Schulter, aber der Stoß war kraftlos. Es trakte an seiner Seite herunter, während Erik zu Boden sank. Die anderen standen da und glockten verwirrt.

„Tragt ihn in den Mangelkeller!“ rief der Verwalter

in befehlendem Ton; sie warfen ihre Messer hin und her.

An der Pumpe stand Belle und hüpfte auf und nieder. Der Kampf hatte sein Blut in die schrecklichste Erregung gebracht; Lasse mußte ihn mit fester Hand packen, denn es sah so aus, als wolle er sich mitten in die Prügelei hineinwerfen. Als dann der große, starke Erik, von einem Schlag an den Kopf getroffen, tot niederfiel, kam dies Hüpfen über ihn wie ein Zeitstanz. Er stand da und sprang mit gesenktem Kopf und ließ sich wie tot aus der Luft herunterfallen, während er ein kurzes, gellendes Lachen ausstieß. Lasse redete ihm erzürnt zu, weil er fand, daß es eine ungehörige Albernheit sei. Dann hielt er ihn fest in seinen Armen, und der kleine Bursche bebte am ganzen Leibe und wollte sich befreien, um sein Hüpfen fortzusetzen.

„Er hat was weggefrüht!“ sagte Lasse weinend zu den Tagelöhnerfrauen. „Herr Jesus, was soll ich armer Mann machen?“ Er trug ihn in die Kuhhirtenkammer, betrübten Sinnes, weil der Mond im Abnehmen begriffen war — dann gab sich so was nie wieder.

Unten im Mangelfeller tummelten sie mit Erik, gossen ihm Brantwein in den Mund und wuschen seinen Kopf mit Essig. Kongstrup war nicht zu Hause, aber Frau Kongstrup war selbst da unten; sie ging umher und rang die Hände und verfluchte Stengarden — das Heim ihrer Kindheit! Stengarden sei eine Hölle geworden, voll Mord und Viederlichkeit! sagte sie, ohne sich daran zu kehren, daß die Leute um sie herumstanden und jedes Wort hörten.

Der Verwalter war im Ponywagen in die Stadt gejagt, um den Doktor zu holen und das Vorgefallene wegen Tod und Leben zu melden. Die Frauen standen um die Pumpe herum und schwatzten, Knechte und Mägde schlenderten verwirrt umher, niemand erteilte Befehle. Aber dann trat Frau Kongstrup auf die Treppe hinaus und sah sie eine Weile mit festem Blick an, und dann verfügte sich ein jeder wieder an seine Beschäftigung. Die Augen bissen! Die alten Frauen schauderten und begannen zu arbeiten — das erinnerte so traulich an alte Zeiten, wo der Stengardsbauer aus ihrer Jugend herbeigestürzt kam und wütende Augen machte, wenn sie faulenzten.

Drinne in der Kammer saß Vater Lasse über Belle gebeugt, der in seiner Fieberphantasie herumtollte, so daß es zugleich zum Lachen und zum Weinen war.

(Fortsetzung folgt.)

Im Güterwagen.

* Fünfzehn Wochen wanderten wir schon die Schienen entlang — fünfzehn Wochen, in denen wir kein Bett und meistens auch kein Dach über dem Kopf gehabt hatten! Stumpf und schweigend turnten wir über die Schwellen; rechts und links eine im Sonnenschein glitzernde Schiene. Vorgestern hatten wir einem Farmer droben in den Bergen am Delaware zwei Fuhren Stroh geladen. Der brave Mann hatte jedem von uns 25 Cents gegeben; wir hatten vergessen, unseren Lohn vorher auszumachen. Waren eben immer noch nicht „smart“ geworden hier in dieser feinen Gegend. Mein Cousin hatte ihm einen Segenswunsch hinterher gemurmelt, ich hörte etwas von „Hölle“ und „verdammte sein“. Heute hatten wir immer noch 20 Cents in unserer gemeinschaftlichen Kasse, und das trotz des Ueberhandnehmens von Kaufplätzen mit verlodenden Kafes, Bananen usw. Wir hatten es eben weit gebracht in der Abtötung des Fleisches. Das heutige Frühstück hatte in zwei Wassermelonen bestanden, die Kurt aus einem Garten gestohlen hatte. Jetzt trabten wir mit gesenkten Köpfen dahin, talabwärts, der Küste, der Heimat zu. . . .

Die Anzeichen mehrten sich, daß wir uns New York näherten. Ueberall, an Zaunpfählen, Telegraphenstangen, Bäumen sahen wir Reklameschilder aller möglichen Geschäfte. „Wo kaufen alle Menschen ihre Garderobe? Nur bei Tailor and Cie.“ „Versichern Sie sich in der Granit-Life-Insurance! Wir sind Ihre besten Freunde!“ „16 Meilen nach Hallers Restaurant. Die besten Auster der Welt!“ „Ja, noch 16 Meilen. Dann verlassen wir Amerika, ich hatte meinem Cousin versprochen, mit nach Deutschland zu fahren, wenn wir bis New York keine Arbeit fänden. Jetzt war es so weit. Vom Staate Missouri, wo wir beide auf einer Farm gearbeitet hatten, waren wir bis hierher gelaufen, hatten auf Hunderten von Farmen nach Arbeit gefragt und immer dieselbe stereotype Antwort erhalten: „Well, es ist zu trocken jetzt, wir können nichts tun, Regen muß kommen, dann gib't Arbeit!“ Es kam aber kein Regen, und damit auch keine Arbeit.

Wir hatten nichts, als was wir auf dem Leibe trugen, und das war wahrhaftig nicht viel, und so sollte es nach Hause gehen. Ich hätte wenigstens gern ein Andenken mit nach Hause gebracht, auch das war nun nicht möglich. Ich knirschte mit den Zähnen und hüllte mich dann zusammenschauernd in meine Jacke. Was wollte ich

denn? Ich hatte ja das Andenken schon, die Malaria. Kurt sah auf und fragte: „Schon wieder? Nun, komm mit runter, dort ist eine Straße und Häuser, vielleicht gehören die schon zu Jersey-City, dort hat es ein Ende.“ Ich nickte und wir stiegen den Bahndamm herab. Eine Viertelstunde waren wir gegangen, da kam ein leeres Lastautomobil der Singer Mfg. Sie hinter uns her. Sofort wußten wir, was zu tun war. Einer stellte sich rechts, der andere links von der Straße auf, als es vorbei fuhr; mit zwei Pantherspringern waren wir hinten darauf. Länger als eine Stunde fuhren wir mit, bis das Automobil endlich mitten in Jersey-City hielt.

Kurt drängte, wir sollten sofort einmal nach Hoboken heruntergehen, nach dem Hafen. Er wollte Schiffe sehen, der gute Junge, Teile der Heimat, nach der er sich sehnte. Ich konnte es ihm nicht verdenken und ging mit. Unten an dem Pier der S. N. P. A. C. wurde der Phlegmatiker auf einmal lebendig. „Warte mal, ich komme gleich wieder,“ sagte er und verschwand durch das große Gittertor. Nach zehn Minuten kam er, mit einem großen halben Schwarzbrot bewaffnet, freudestrahlend wieder angetanzt und entwichte trotz des eifrigen Protestes eines am Tor postierten Beamten. Der wollte das Brot wahrscheinlich erst verzollt wissen.

Emsig kauend schritten wir nun an den langen Passagierhallen des Lloyd, der Holland-Amerika-Linie und anderer Schiffsahrtsgesellschaften vorüber, über deren Dächer die Masten und Schornsteine der großen Passagierdampfer in den roten Abendhimmel ragten. Draußen im Centrypark setzten wir uns auf eine Bank und überlegten, wo wir die Nacht verbringen wollten. Ich war für einen Eisenbahnwagen, der Moskitos wegen, Kurt meinte, im Park wäre die Luft gesünder.

Auf unserer Bank saßen zwei Kohlenzieher von „Wilhelm II.“, dessen vier gelbe Schornsteine vom Wasser heraufleuchteten. „Das mag alles wahr sein,“ sagte soeben der eine zum anderen, „aber mich bringen keine zehn Pferde wieder auf den verfluchten Kasten. Soll ich krepieren, dann lieber hier vor Hunger, als daß ich mich auf dem Schiff zu Tode schinde für die Verrücktheit des Oberheizers, dieses Hundes!“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich wohl weniger für die Verrücktheit des Oberheizers als vielmehr für die Dividende der Aktionäre des Lloyd zu schinden habe. Nun klagte er mir seine Not über die fürchterliche Arbeit, das schlechte Essen und die brutale Behandlung auf dem Schnelldampfer. Einem Kollegen, dem herniederbrechende Kohlen das Wein böse zugerichtet hatten, habe der Doktor gesagt: „Und wenn Ihr bloß noch anderthalbe Weine habt, Ihr müßt in den Bunker hinunter. Daß jeden Tag einer schlapp macht, weiter fehlte nichts!“ Ich hörte damit nichts Neues, ich kannte den Betrieb. Der Trimmer fragte mich um Rat, was er hier wohl anfangen könne, er wolle in New York bleiben. Leider konnte ich ihm keine großen Hoffnungen auf Arbeit machen.

Diese Nacht schliefen wir mit dem Trimmer im Park. Es war windig geworden, und die Moskitos waren erträglich, meine beiden Kameraden schliefen wie die Toten. Ich hatte wieder das schönste Fieber und schlief erst gegen Morgen ein. Geweckt wurde ich auf sonderbare Weise. Ich fühlte nämlich plötzlich einen elektrischen Schlag an der Fußsohle. Wie der Blitz fuhr ich in die Höhe und starrte erschrocken einen dicken Policeman an, der ruhig, ohne ein Wort zu verlieren, erst dem Trimmer und dann meinem Cousin eins mit seinem Gidorynmittel über die Fußsohlen hieb. Der Mann schien früher einmal Bastonadisch in der Türkei gewesen zu sein. Auf diese entschiedene praktische Weise wurden nach und nach etwa zwanzig Mann geweckt, die über den Park verstreut schliefen. Dann steckte der Dide seinen Knüttel wieder ein und ging seine Runde weiter.

Wir drei waren über diesen unangenehmen Gutenmorgengruß nicht wenig erbozt und beschloffen, nächste Nacht ein anderes Hotel aufzusuchen, wo man die Gäste höflicher behandelte.

Tagsüber erkundigten wir uns bei verschiedenen Agenten nach Schiffen, die Arbeiter nach Europa brauchen. „Wilhelm II.“ suchte 40 Mann, einige als Ersatz für Kranke, die anderen für davongelaufene Heizer und Trimmer. Wir dachten eine Weile an die abgequetschten Fehennägel, gingen aber doch hin. Das Schicksal bewahrte uns vor diesem Teile der „christlichen Seefahrt“, der Arzt wies mich als krank zurück. Da verzichtete auch Kurt.

Abends schliefen wir in einem Eisenbahnwagen, der auf einem recht mit Rost bedeckten Gleise stand. Daraus schloß ich, daß er wohl auch diese Nacht nicht rangiert werden würde. In Arlanjas waren wir auf diese Art einmal 90 Meilen bei Nacht zurückgefahren worden. Denselben scharfsinnigen Schluß schienen aber auch andere gezogen zu haben, denn als ich mit meinem brennenden Lichtstämpfen in den Wagen kletterte, wäre ich einem dort Liegenden beinahe auf die Füße getreten, einen anderen stieß ich mit dem Fuße ein wenig in das Gesicht, er brummte: „Goddam, son of a bitch.“ Dann war er ruhig. In diesem Wagen lagen 14 Tramps (Wagabunden), Arme und Enterbte der Weltstadt, die drüben über dem Hudson, in ein Lichtmeer getaucht, koste, deren 4 Millionen Einwohner ihr Leben in wahnwütiger Jagd nach dem Dollar verbrachten!

Am nächsten Tage wurde uns Hoffnung gemacht, mit dem Dampfer „Rotsdam“ der Holland-Amerika-Linie wegzukommen. Schon am Nachmittag stieg ich hinunter zur Shore-Boat, der Uferbahn, und suchte mir einen passenden Wagen und ein paar alte

*) Ein gemeines englisches Schimpfwort.

Wassbeden für die Nacht. Ich besteckte das Himmelbett sorgfältig. Als es dunkel wurde, gingen Kurt und ich nach unserem beweglichen Waghofe. Der Trimmer war das Hungern doch wohl nicht so gewöhnt gewesen wie wir und war zu den Margarinetöpfen des Klobd zurückgekehrt.

Ich erschrak einigermaßen, als ich schon zwei Tramps in meinem Logis vorfand, die entsetzlich schnarchten und leider ebenso stanken. Wir machten es uns in der anderen Hälfte des Wagens bequem. Mein Cousin schlief sofort ein, ich gar nicht. Drei Stunden mochte ich schon gelegen und meinen ziemlich trüben Gedanken Audienz gegeben haben, als ich plötzlich ein Geräusch an der Schiebetür des Wagens hörte. Ein Mann stieg herein, schob leise wieder zu und kam dann in der Dunkelheit in unsere Ecke getappt. Er berührte mich mit den Händen erst an den Füßen, tastete dann am Körper herauf und fuhr mir schließlich mit seiner schweißigen Hand ins Gesicht. Das wurde mir zu dumm, und ich fragte ihn leise, was er in des Teufels Namen denn wolle. Er fragte ebenso leise: „Hast Du ein Streichholz?“ „Ja,“ sagte ich, gab ihm zwei und auch mein Licht. „Well, well,“ sagte er und zündete es an. Das war es, was ich wollte, nun konnte ich mir den nächtlichen Gast ansehen. Er sah sich rasch im Kreise um, ich merkte dabei, daß er von schwächerer, kleiner Gestalt war, sein Gesicht konnte ich nicht erkennen. Sehr leise und vorsichtig zog er jetzt eine Nummer des „New York Herald“ aus der Tasche und breitete die einzelnen Beilagen auf dem Boden aus. Nun brachte er einen großen schwarzen Revolver aus der Hüftentasche, widelte ihn in sein Taschentuch und legte beides in seinen weichen Filzhut. Dann steckte er die linke Hand in die Hosentasche, legte sich langsam auf seine Papierbogen nieder und schob sich den Hut unter den Kopf. Ich löschte das Licht aus, das er neben sich auf den Boden gestellt hatte. Bald hörte ich an seinen tiefen Atemzügen, daß er eingeschlafen war. Ich versuchte ein gleiches zu tun.

Wirklich mochte ich ein paar Stunden geschlafen haben, als ich, ich weiß nicht aus welcher Ursache, wieder erwachte. Um mich herrschte tiefe Stille und Dunkelheit. Die beiden Tramps hatten erfreulicherweise ihr Schnarchen eingestellt. Es war daupf und schwül. Draußen auf dem Strome ertönte das tiefe Pfeifen eines großen Dampfers. Ich warf mich auf die andere Seite und wollte wieder einschlafen. Da hörte ich den Mann auf dem „New York Herald“ plötzlich sagen: „Halt! Halt! Halt!“ — „Wen soll ich denn festhalten?“ wollte ich schon fragen. Da stieß er schon wieder hervor: „Nimm das Messer, er soll . . .“, das andere ertarb in einem undeutlichen Gemurmel. Der Mann sprach im Traum, und zwar recht schöne Sachen, er schien vor dem Schlafengehen einen Räuberroman gelesen zu haben. „Binde ihn und herunter ins Wasser, wir haben das Geld, wir haben . . .“ Na nu, das klang aber gar nicht mehr wie gelesen, schon mehr wie erlebt.

Ich stieß Kurt an, einmal, zweimal, vergebens, der schlief wie ein Bär. Der Fremde wälzte sich unruhig und schrie auf einmal gellend: „Halt ihn fest, verdammter Kerl!“ Dabon erwachte Kurt, auch die beiden Tramps wurden unruhig. Kurt stieß mich an und fragte: „Du, Artur, was brüllst Du denn hier herum?“ Ich bedrängte ihn mit unterdrückter Stimme, was ich über den unheimlichen Schlafgenossen wußte. „Der hat sicherlich einen umgebracht,“ meinte Kurt, „schlaf mal ein bißchen mit Sorgen, daß er uns nicht unsere 5 Cents maust. So ein gemeiner Kerl, brüllt der hier so. Der hat einen umgebracht, das ist klar!“ Der Fremde murmelte manchmal noch ein wenig und schien dann wieder fest zu schlafen. Auch Kurt schlief bald wieder ein und Schweigen herrschte wieder. Ich verfiel in einen unruhigen Schlummer.

Bald war ich wieder munter, ich hatte einen Fieberanfall und klapperte vor plötzlichem Frost mit den Zähnen. Ein Mosquito summte mir am Ohr, durch eine Ritze der Wagenwand fiel ein verschwommener Lichtschimmer herein.

Da erwachte auch der Mörder neben mir. Er stand auf, legte seine Zeitung zusammen und steckte den Revolver und das Taschentuch ein. Den Hut behielt er in der Hand. Dann sah er mich eine Weile an; als er merkte, daß auch ich die Augen geöffnet hatte, nickte er mir zu, wandte sich hastig um und ging zur Wagentür. Die schob er leise ein Stückchen auf und lugte hinaus. Dabei sah ich, daß er schwarzes, langes Haar hatte, in der Mitte war es gescheitelt. Sein Gesicht war hager. Er mochte ungefähr 25 Jahre alt sein, doch kann man sich bei einem Amerikaner da sehr irren.

Er klopfte sich noch ein wenig seinen hübschen Anzug ab, sah noch einmal rechts und links den Zug entlang und sprang hinab. Ich hörte ihn unten aufspringen, und — hörte noch etwas „Kling, Kling, Kling“, — — — klang das nicht wie Geld, wie Gold?

Mit einem Satz war ich an der Tür. Die Sonne schien mir weiß und trotz der frühen Morgenstunde sengend ins Gesicht; ich sah im ersten Moment gar nichts. Aber dann sah ich etwas und werde es wohl auch nicht wieder vergessen im Leben. Unten stand der Fremde und stierte mich an mit einem Blick, in dem ein fürchterlicher Schreck und eine wahnsinnige Angst lagen. Dann bückte er sich und hob etwas auf, Geld, goldene 20 Dollarstücke, von denen einige auf dem Boden verstreut lagen. Die waren ihm wohl beim Aufspringen aus der Tasche gefallen. Also darum hatte er immer die Hand in der Tasche gehabt!

Ich stieß vor Ueberraschung einen lauten Ruf aus und sprang auch hinunter. Er hörte das, und ohne sich nur aufzurichten, jagte er plötzlich in gebückter Haltung davon, über die Gleise weg, einer Badeanstalt zu, die der Bahn gegenüber lag.

Mein erster Gedanke war das Geld. Ich wagte mich gar nicht umzusehen, so erregte mich der Gedanke, etwa noch eins oder gar mehrere dieser großen Goldstücke zu finden. Was konnte man dafür kaufen, und ich war gerade hungrig! Wirklich, dort lag eins und an der Schiene noch eins! Schnell bückte ich mich, hob eins auf und wollte gerade auf das nächste los, als ich jemand an der anderen Seite des Wagens hörte.

Im Nu war ich mir der Gefahr bewußt, die es hier für uns gab. Ich richtete mich auf und brüllte laut: „Stopp!“ Ueber die Buffer unseres Wagens sprang ein Mann in Uniform, eine erloschene Laterne in der Hand, ein Wächter. „Was gibts hier?“ Mit schnellen Worten erzählte ich ihm alles, zeigte ihm das Geld und dann auch den Fremden, der, ein Stück entfernt, an den langen Reihen leerer Güterwagen dahintrante. „Yes, so war es,“ sagte eine ruhige Stimme über uns. Es war Kurt. Er stand in der geöffneten Tür und gähnte in einer fürchterlichen Weise. Der Wächter hatte mit einer erstaunlichen Schnelligkeit das Goldstück und noch zwei andere aufgehoben und eingesteckt. Dann fragte er mich, ob ich auch welche hätte. Ich sagte ruhig: „No“, und „No“ bekräftigte auch mein Cousin. Ich rief ihm auf englisch zu, er möge mitkommen und den Flüchtling fangen. Jetzt besann sich auch der Wächter darauf, daß es vielleicht angebracht wäre, des Mannes habhaft zu werden, und rannte spornstreichs mit mir davon. Ich lief nicht weit, dann stolperte ich über eine Schiene und fiel hin, mit Absicht natürlich. Der Wächter fauste weiter, dabei aus Leibeskräften brüllend: „Halt! Halt! Halt! Fang ihn!“ „Wenn Du kannst,“ setzte ich hinzu und eilte zum Wagen zurück. Von Kurt sah ich nur die Beine, er steckte unter dem Wagen und suchte nach Geld. Ihm war es gar nicht eingefallen, mitzulaufen. Als er mich kommen hörte, kroch er rückwärts hervor und fragte mich: „Hast Du was von dem Mammon erwischt?“ Ich nickte und zog ihn vom Wagen hinweg, der Tramps wegen, die noch im Wagen waren.

Ich machte mir keine Gedanken, das Geld zu behalten. Es wäre tollfächer in der unergründlichen Tasche eines amerikanischen Beamten verschwunden. Im Centry-Parc, wo wir uns wuschen, erwischte uns der Schiffsagent und sagte uns, wir sollten uns beeilen, wenn wir mit wollten, die „Potsdam“ gehe um 9 Uhr in See. Wir haben uns doch noch ein Andenken und jeder einen Anzug für 5 Dollars gekauft. Eine Stunde später fuhren wir auf dem Holländer zum New Yorker Hafen hinaus. Wir hatten unser letztes amerikanisches Abenteuer hinter uns. Arthur Heye.

Kleines feuilleton.

Englands „Wasserkopf“. Einen interessanten und lehrreichen Einblick über die gewaltige Rolle, die die englische Hauptstadt im wirtschaftlichen und öffentlichen Leben des Landes an sich gerissen hat, vermittelt eine soeben erschienene Statistik, die vom Londoner Grasschaftsrat herausgegeben wird. Sie zeigt, wie die Millionenstadt weit über ihr Verhältnis zur Gesamtbevölkerung hinaus, gleich einem riesigen Magneten, die wirtschaftlichen und sozialen Kräfte des ganzen Landes anzieht und aufsaugt. Nach der Zahl seiner Bevölkerung umfaßt London etwa ein Siebentel aller Bewohner Englands, aber dieses Siebentel bezahlt für sich allein mehr als die Hälfte der gesamten Einkommensteuer, die jährlich der Staatskasse zufließt. London empfängt nicht weniger als 31 Proz. aller englischen Briefe, London versendet 35 Proz. aller von England abgehenden Telegramme und London stellt 22 Proz. aller Verbrecher, die jährlich in England vor Gericht erscheinen. Und während die Millionenstadt auf der Seite des Luxus einen weit größeren Anteil beansprucht, als ihr nach ihrer Bevölkerungszahl zukommen würde, birgt es in seinen Mauern auch die weitaus größere Not. Von allen Automobilen, die in England benutzt werden, entfallen 31 Proz. auf die Hauptstadt, aber auch an der Zahl der Armen und Notleidenden ist London mit 28 Proz. beteiligt, während nach den normalen Verhältnissen nur die Hälfte davon auf die Hauptstadt entfallen dürfte.

Völkerrunde.

Wie weit ist die Sitte des Kindermordes verbreitet? Der Beantwortung dieser Frage ist eine kleine Skizze im 5. Heft des Jahrganges 1910/11 der „Deutschen Rundschau für Geographie“ gewidmet. Der Verfasser zeigt, daß die Sitte des Kindermordes sich keineswegs auf die eigentlichen „Naturvölker“ beschränkt. Wir treffen sie auch bei den so hochstehenden Völkern, wie Chinesen und Indern an. Mustert man die Gebiete, in denen der Kindermord grassiert, so findet man, daß es wirtschaftlich zwei verschiedene Arten von Ländern sind, in denen der Mensch seiner eigenen Fortpflanzung auf eine so grausame Weise Schranken setzt. Es sind zuerst fruchtbare, aber wirtschaftlich stagnierte und deshalb bereits stark überfüllte Gebiete — wie China und Indien —, wo jede Mähernte Hungersnot auslöst und die Bevölkerung zum Kindermord treibt. Und es sind zweitens dürftig ausgestattete Landschaften, wie Australien, wo der Mensch ein unslätes Leben führen muß und sich dabei durch Kindermord von der unbedeutenen Last befreit.

Läßt man das „zivilisierte“ Europa beiseite, wo Kindermord durch andere humanere Methoden ersetzt ist, so treffen wir diese Art

der Beschränkung der Bevölkerungszunahme in allen Weltteilen an. In Asien sind es Indien und China, die an der Spitze marchieren. Und zwar haben wir es hier vornehmlich — was auch leicht zu begreifen ist — mit dem Mädchenmord zu tun.

In Indien füllt der Kampf der britischen Regierung gegen den Mädchenmord einige Jahrzehnte. Jedoch die in den wirtschaftlichen Verhältnissen begründete Volkssitte ließ sich weder durch Polizeiverordnungen noch durch drakonische Strafbestimmungen so leicht aus der Welt schaffen. Schon im Jahre 1821 wurden die ersten Gesetze gegen den Kindermord erlassen, aber noch im Jahre 1867 ergab eine offizielle Untersuchung, daß bei einigen indischen Volksstämmen die Räume unter dem Fußboden der Häuser fast durchweg mit den Kindergebeinen gefüllt waren. Bis zu welcher wahnsinnigen Strenge sich die britische Regierung in ihrem Kampfeifer verstieg, zeigt ein 1870 für ganz Indien erlassenes Gesetz, wonach in solchen Ortschaften, wo die Zahl der Mädchen weniger als 40 Proz. betragen sollte, alle Einwohner für des Kindermordes verdächtig und strafbar zu erklären seien. . . Weniger wohl dieses blinde Wüten als die angehende ökonomische Umwälzung hat dem Kindermord in Indien eine gewisse Schranke gesetzt, obgleich auch jetzt die Verhältnisse dort keineswegs normal liegen. So zeigte die letzte Zählung von 1901, daß auf 1000 männliche Personen nur 950 weibliche kamen.

Auch in China ist in einigen Provinzen die Ueberzahl der Männer auffallend. Die Zahl der umgebrachten Kinder beläuft sich dort in manchen Distrikten auf 40 Prozent aller Neugeborenen. Bezeichnend für diese Verhältnisse ist die Existenz der sogenannten „Säuglingsstürme“, wo die Kinder gleich nach der Geburt ausgegesetzt werden und elend umkommen. „Mädchen dürfen hier nicht ertränkt werden!“ — so lautete die Inschrift auf einem Stein, der bei einem Teiche in der Umgebung von Fuhshou stand. . .

Von den primitiven asiatischen Völkern praktizieren den Kindermord die Dajaks auf Borneo sowie die Igorroten auf den Philippinen. Die Sitte ist hier mit religiösen Vorstellungen umhüllt. So gilt z. B. bei den Zwillingengeburtten das später kommende Kind als unrein und muß umgebracht werden.

Denselben religiösen Vorstellungen begegnen wir auch bei den afrikanischen Negern. Diese töten außerdem noch alle mißgestalteten Kinder, mitunter auch die Mutter, der das Unglück passiert ist, mehr als einem Kinde auf einmal das Leben zu schenken.

Ueber die amerikanischen Indianer, die jetzt so gut wie ausgestorben sind, haben wir nur die Berichte aus früheren Zeiten. Demnach war bei ihnen die Sitte des Kindermordes wenig verbreitet; immerhin dürften auch hier die Kinder, die unter Sternen mit höher Bedeutung geboren wurden, nicht am Leben bleiben.

Australien mit seiner spärlichen Natur war und bleibt auch bis jetzt das auserlesene Land des Kindermordes. Hier finden wir bei einigen Stämmen auf dem Festlande diese Sitte noch mit der des Kannibalismus verknüpft. An der Leiche des erschlagenen Sprößlings wird von der Mutter und ihren Gefährtinnen ein frohes Kannibalenfest gefeiert. Auch manche von den australischen Inseln (so zum Beispiel Polynesien, Hawaiiische Inseln, Neue Hybriden usw.) waren und bleiben mitunter bis jetzt die Stätten des Kindermordes.

War in den bis jetzt betrachteten Fällen die Sitte des Kindermordes ein Ausfluß der ursprünglichen Barbarei, so entwickelte sie sich auf den Mariannen als eine Folge der „christlichen“ Zivilisation. Als diese Insel von den Spaniern erobert und ihre Bevölkerung in die Fesseln der Unterdrückung und Sklaverei geschlagen wurde, gingen die Mütter bei den jetzt schon ausgestorbenen Chamorro zum Kindermord über, um auf diese Weise ihre Lieblinge vor den Wirkungen der christlichen Zivilisation zu schützen.

Lösung. (4. Februar. Blatt. Weiß: Kf4; Th8; Sa8; BB a4, c6, c8, d4, e6, f6, g7, g2. Schwarz: Kc8; Tg6; La5; Sg8; BB a7, c7, c4, d5, e6, f7, g3. Weiß am Zuge gewinnt.) Diese Endspielstudie gehört zu den sogenannten „Regierpielen“. Die variantenmäßige Lösung ist nämlich sehr schwer im Gedächtnis zu behalten, weil die Zahl der Varianten zu groß ist. Geringer ist es ferner leicht, bei jedem einzelnen Zuge jeder einzelnen Variante sofort für beide Teile den besten Zug zu machen, sobald man das allgemeine Prinzip der Stellung, d. h. die allgemeine Formel der Lösung kennt. In diesem Falle kann man dem Laien gegenüber sich verpflichten, die Lösung so oft als er will, variantenmäßig (Zug um Zug) zu zeigen, d. h. mit Weiß zu gewinnen. Und umgekehrt, sobald der Laie Weiß übernimmt, wird er — trotzdem die Lösung mehrfach (sogar 15—20 mal) gezeigt worden ist — nie den Gewinn zustande bringen, wenn der Kenner Schwarz führt! . . . In diesem ansehnlichen Zauberspiel ist der Name „Regierpiel“ gerechtfertigt. Die mnemotechnische (auf Gedächtniskunst beruhende) Formel der Lösung besteht in folgendem: Ohne sofortigen, leicht nachweisbaren Verlust kommen nur Züge des Kf4 und des Tg6 in Betracht. (Z. B.: 1. Th1?, Sx!f6! zc. Oder 1. Kc3!, Lb6?; 2. Sx!b6, ax!b6!; 3. Kf4 und Schwarz geht an Zugzwang zugrunde.) Schwarz kann den Verlust nur so lange hinausziehen, als er seinen T in einer einfachen (oder doppelten) „Springerdistanz“ (!) vom feindlichen K zu postieren in der Lage ist, wobei Weiß am Zuge bleiben muß. (Die Diagrammstellung entspricht diesen Bedingungen, indem g6—f4 eine „Springerdistanz“ ist und Weiß zu ziehen hat.) Hieraus folgt, daß Weiß gewinnt, wenn er selbst seinen K in einfacher oder doppelter „Springerdistanz“ zum feindlichen T, der ziehen möchte, postieren kann. Die logische Begründung dieser mnemotechnischen Formel ist teilweise zu plagraubend, teilweise von den Lesern selbst verhältnismäßig leicht zu finden. Es genügt deshalb, nur die Anwendung der obigen Formel am Beispiele einer der längsten Varianten zu verfolgen, um unfehlbar für beide Teile auch in anderen Varianten vorgehen zu können.

1. Kc3, Tg4! (Einfache Springerdistanz! Wei 1. . . Tg5? würde Weiß weit rascher gewinnen, indem es dann selbst mit 2. Kf3 die Springerdistanz einnehmen würde, z. B.: 2. . . Tg6; 3. Kf4 und Schwarz hat mehr kein Feld für den Turm) 2. Kc2! (2. Kd2, Tx!d4!) 2. . . Tg6!; (Die doppelte Springerdistanz: g6—f4—e2) 3. Kd2, Tg5! (Die doppelte Springerdistanz: g6—f3—d2. Auf 3. . . Tg4? würde Weiß die Lösung abkürzen können, indem er selbst mit 4. Kc3 die einfache Springerdistanz e3—g4 einnehmen würde) 4. Kc1, Tg6! (4. . . Tg4? würde dem Gegner die Springerdistanz d1—e3—g4 gestatten. Oder 4. . . Lx!c3?; 5. Sx!c7+; 5. Kc2! (Die Opferkombination 5. Kb2, Tc5; 6. Ka3, Tc5; 7. Sx!c7, Lx!c7; 8. Kb4, genügt nicht wegen 8. . . ab1; 9. Kc5, Tc5 zc. Kc5 kann auf dem Damensflügel nicht durchdringen). Nun kann der schwarze Turm die Springerdistanzen nicht mehr einhalten, weil er am Zuge ist und das günstige Feld g6 verlassen muß. Am längsten wehrt er sich wie folgt: 5. . . Tg4 (5. . . Tg5; 6. Kd2! wegen d2—f3—g5) 6. Kd1! (Doppelte Springerdistanz d1—e3—g4) 6. . . Tg5; 7. Kd2! (So hat Weiß die Springerdistanz d2—f3—g4, während auf 7. Kc2? Schwarz mit 7. . . Tg6 die Springerdistanz g6—f4—e2 einnehmen würde, wonach Weiß von vorne beginnen müßte) 7. . . Tg6 (Auf 7. . . Tg4 folgt sofort 8. Kc3) 8. Kc2! (Nicht Kc3? wegen der Antwort Tg4 mit Springerdistanz) 8. . . Tg4; 9. Kc3!, Tg5; 10. Kf3, Tg6; 11. Kf4. Nun ist die Diagrammstellung wieder erreicht, aber Schwarz ist am Zuge. Nach 11. . . ab1 muß Weiß das obige 11zählige Manöver wiederholen, um mit 22. Kf4 zur Diagrammstellung (Ba6) mit Schwarz am Zuge zu gelangen. Er gewinnt dann leicht mit 22. . . Lb6 (sonst müßte Schwarz den Turm einsetzen nebst eb. Tx!g8+) 23. Sx!b6, o!x!b6; 24. c7, Kd7; 25. c8d7, Kx!c8; 26. e8d7 zc.

Studiert man die schließlich ganz einfache Handhabung der obigen mnemotechnischen Formel gründlich ein, so kann man mit der „Regier-Studie“ selbst bei sehr starken Spielern (sogar Meistern!), wenn sie die Formel nicht kennen, großen Effekt und spaßige Unterhaltung erzielen.

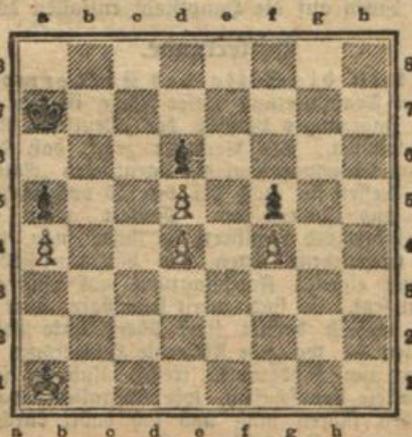
Schachnachrichten. Die Abteilung „Nord-West“ des „Berliner Arbeiter-Schachklubs“ hat sich als selbständiger Schachverein konstituiert. — In Lichtenberg, Gudrunstr. 15 bei Müncheberg, ist eine neue Abteilung des „Berliner Arbeiter-Schachklubs“ entstanden. Freitag 1/2 Uhr abends. — Die Umfrage der „Märkischen Arbeiter-Schachvereiner“ wurde von den meisten Arbeiter-Schachvereinen Deutschlands im Sinne der wünschenswertesten Gründung eines allgemeinen Arbeiter-Schachbundes beantwortet. Auskunft erteilt Genosse Robert Dehlschlager, Berlin N. 65.

Im Schachmeisterturnier in San Sebastian waren bis Donnerstag abend 8 Runden gespielt. Der Stand ist: Capablanca 2 1/2; Schlechter, Maroczy 2; Vidmar, Marshall, Bernstein, Janowski, Rubinstein, Tarrasch 1 1/2; Burn, Leonhardt, Riemzowitsch, Spielmann, Leichmann 1; Duras 1/2.

Das Turnier in San Remo ergab nach 7 Runden: Fabru, Loweyk 5 1/2; Forgacz 4; Keti, Przepiora, Kostiz 3 1/2; Günsberg, Schere 2 1/2; Mojelet 1; Pinlerton 1/2; Viale 0.

Schach.

Unter Leitung von S. Napin.



Dr. Em. Lasker. Weiß ist am Zuge und gewinnt.